

ANTHONY
HOROWITZ



DIE MORDE
VON
PYE HALL

ROMAN INSEL

ANTHONY HOROWITZ

Die Morde von Pye Hall

Roman

Aus dem Englischen
von Lutz-W. Wolff

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
Magpie Murders bei Orion Books, London

Erste Auflage 2018

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2018

Copyright © Anthony Horowitz 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Abbildung: Jessica Hyde, iStock, Berlin

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17738-8

London, Crouch End

Eine Flasche Wein. Eine Familienpackung Nachos und ein Glas Salsa Dip, extra scharf. Dazu noch ein paar Zigaretten (ich weiß, ich weiß). Der Regen, der an die Scheiben prasselt. Und ein Roman.

Was kann es Schöneres geben?

Die Morde von Pye Hall waren Nummer acht in der vielgeliebten Reihe der Atticus-Pünd-Krimis, die auf der ganzen Welt Bestseller waren. Als ich sie an diesem nassen Augustabend in die Hand nahm, existierten sie nur als Manuskript, und es war meine Aufgabe, sie zu redigieren, bevor sie gedruckt wurden. Aber erst einmal wollte ich die Lektüre genießen. Ich erinnere mich, dass ich zuerst in die Küche ging, als ich nach Hause kam. Ich holte ein paar Dinge aus dem Kühlschrank und packte sie auf ein Tablett. Dann zog ich mich aus und ließ die Sachen einfach da liegen, wo sie zufällig hinfielen. Die Wohnung war sowieso ein einziges Chaos. Ich duschte, trocknete mich ab und streifte mir das riesige Maisie-Mouse-T-Shirt über, das mir jemand auf der Messe in Bologna geschenkt hatte. Es war zu früh zum Schlafengehen, aber ich wollte mich zum Lesen aufs Bett legen, auch wenn die Laken noch von letzter Nacht verkrumpelt waren. Ich lebe nicht immer so, aber mein Freund war seit sechs Wochen weg, und wenn ich die Wohnung für mich allein hatte, ließ ich mich gern mal ein bisschen gehen. So ein Chaos ist manch-

mal ganz tröstlich – vor allem, wenn keiner da ist, der sich beschwert.

Eigentlich hasse ich diesen Ausdruck: »mein Freund«. Besonders wenn es sich um einen zweimal geschiedenen zweiundfünfzigjährigen Mann handelt. Eine gute Alternative wüsste ich allerdings auch nicht. Andreas war nicht mein Lebenspartner. Dafür sahen wir uns nicht häufig genug. Mein Liebhaber? Meine andere Hälfte? Bei so etwas zucke ich immer zusammen – aus den verschiedensten Gründen. Andreas stammte aus Kreta und lehrte Altgriechisch an der Westminster School. Er hatte eine Wohnung in Maida Vale gemietet, gar nicht so weit von mir. Wir redeten immer mal vom Zusammenziehen, aber wir hatten Angst, dass wir damit unsere Beziehung ersticken könnten. Und so hatte ich zwar einen Kleiderschrank voller Sachen von ihm, aber *ihn* hatte ich durchaus nicht immer. Und jetzt war wieder mal so eine Zeit. Andreas war für die Sommerferien zu seiner Familie nach Kreta geflogen. Seine Eltern, seine verwitwete Großmutter, seine beiden halbwüchsigen Söhne und der Bruder seiner Ex-Frau wohnten alle zusammen in einem Haus. (Das war eines dieser komplizierten Arrangements, wie es die Griechen zu lieben scheinen.) Er würde erst am Dienstag zurückkommen, einen Tag vor Unterrichtsbeginn, und vor dem nächsten Wochenende würde ich ihn nicht zu Gesicht kriegen.

Da stand ich also in meiner Eigentumswohnung in Crouch End. Sie erstreckte sich über das Souterrain und das Erdgeschoss eines viktorianischen Hauses in der Clifton Road, ungefähr fünfzehn Minuten entfernt von der U-Bahn in Highgate. Sie war vermutlich das Vernünftigste, was ich mir jemals gekauft hatte. Ich wohnte gern da. Es war behaglich und ruhig. Den Garten teilte ich mir mit einem Choreographen, der im ersten Stock wohnte, aber praktisch nie da war. Ich hatte natürlich zu viele Bücher. Bei weitem zu viele. Die Regale waren bis auf den letzten Qua-

dratzentimeter gefüllt. Die Bücher stapelten sich übereinander, bis sich die Bretter bogen. Das Gästezimmer hatte ich zu meinem Arbeitszimmer gemacht, obwohl ich versuchte, so wenig wie möglich zu Hause zu arbeiten. Andreas benutzte es mehr als ich – wenn er denn da war.

Ich machte den Wein auf. Ich schraubte das Glas mit dem Salsa Dip auf. Ich steckte mir eine Zigarette an. Ich begann das Buch zu lesen – so wie Sie jetzt. Aber ehe Sie damit anfangen, muss ich Sie warnen.

Dieses Buch hat mein Leben verändert.

Wahrscheinlich haben Sie so was schon öfter gelesen. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich diesen Spruch gleich auf den Umschlag des ersten Buchs drucken ließ, das ich jemals betreut habe, einen ziemlich gewöhnlichen Spionage-Thriller. Ich weiß gar nicht mehr, woher ich das hatte, und dieses Buch hätte das Leben wohl auch nur dann für irgendjemand verändert, wenn es ihm aus dem dritten Stock auf den Kopf gefallen wäre. Kommt dieses »Leben verändern« denn überhaupt jemals vor? Ich erinnere mich, wie ich als junges Mädchen für die Brontë-Schwester und ihre Welt geschwärmt habe: Die melodramatische Handlung, die wilden Landschaften, die ganze schauerliche Romantik. Man könnte sagen, dass ich meine Karriere als Cheflektorin *Jane Eyre* zu verdanken habe – was in Anbetracht dessen, wie es dann weiterging, ziemlich kurios ist.

Es gibt eine Menge Bücher, die mich sehr berührt haben: Ishiguros *Alles, was wir geben mussten*, McEwans *Abbitte*. Ich hab' auch gehört, dass viele Kinder wegen Harry Potter plötzlich ins Internat wollten, und im Lauf der Geschichte hat es immer wieder Bücher gegeben, die unsere Einstellungen gründlich verändert haben. *Lady Chatterley* ist ein typisches Beispiel, 1984 ein anderes. Ich bin mir aber nicht sicher, ob es wirklich so wichtig ist, was wir lesen. Unser Leben verläuft eigentlich immer in den

vorgegebenen Bahnen. Die Bücher erlauben uns allenfalls einen Blick auf die Alternativen. Das ist wahrscheinlich der Grund, warum wir sie schätzen.

Die *Morde von Pye Hall* allerdings haben *alles* für mich verändert. Ich wohne jetzt nicht mehr in Crouch End, und meinen Job habe ich auch nicht mehr. Ich habe die meisten meiner Freunde verloren. Als ich mich an diesem Abend niederließ und die erste Seite des Manuskripts las, hatte ich keine Ahnung, was für eine Reise damit beginnen würde, und ich wünschte, dass ich mich nie in diese Sache hätte hineinziehen lassen. Schuld an alledem ist dieser Bastard Alan Conway. Ich habe ihn von Anfang an nicht gemocht, obwohl ich zugeben muss, dass ich seine Bücher immer geliebt habe. Ich finde, ein guter Krimi ist nicht zu schlagen: die überraschenden Wendungen, die Spuren und falschen Hinweise und schließlich die Auflösung, bei der uns in allen Einzelheiten erklärt wird, was eigentlich los war, und man sich wundert, warum man nicht selber darauf gekommen ist. Das war es, was ich erwartete, als ich mit der Lektüre begann. Aber die *Morde von Pye Hall* waren ganz anders.

Ich hoffe, ich muss nicht noch deutlicher werden. Im Gegensatz zu mir sind Sie zumindest gewarnt worden.

MORDE VON PYE HALL
Ein Atticus-Pünd-Krimi

Von Alan Conway

Über den Autor

Alan Conway wurde in Ipswich geboren. Nach dem Besuch von Chorley Hall, einem privaten Internat, studierte er englische Literatur an der Universität Leeds. Nach dem Examen begann er ein Zweitstudium für kreatives Schreiben an der Universität von East Anglia. Vor seinem ersten großen Erfolg mit *Atticus Pünd ermittelt* im Jahre 1995 arbeitete er sechs Jahre lang als Lehrer. Das Buch stand achtundzwanzig Wochen auf der *Sunday Times*-Bestsellerliste und wurde mit dem *Gold Dagger* der *Crime Writers' Association* ausgezeichnet. Seitdem sind aus der *Atticus Pünd*-Serie weltweit mehr als achtzehn Millionen Bücher in fünfunddreißig Sprachen verkauft worden. Für seine Verdienste um die englische Literatur wurde Alan Conway im Jahr 2012 mit dem MBE ausgezeichnet. Er hat einen Sohn und wohnt in Framlingham, Suffolk.

Weitere Titel aus der *Atticus Pünd*-Serie:

Atticus Pünd ermittelt
Nachts kommt das Böse
Atticus unterwegs
Gin & Zyankali
Rache ist bitter
Atticus Pünd feiert Weihnachten
Morgenstund hat Blei im Mund

Und das sagt die Presse:

»Alles, was Sie von einem englischen Krimi erwarten. Elegant, unvorhersehbar und gewitzt.« *Independent*

»Hercule Poirot muss sich warm anziehen! Ein schlauer kleiner Ausländer ist in der Stadt und tritt in seine Fußstapfen.« *Daily Mail*

»Ich bin ein bekennender *Atticus Pünd*-Fan. Er führt uns zurück in die goldene Zeit des Kriminalromans und erinnert uns daran, wo wir alle einmal angefangen haben.« *Ian Rankin*

»Sherlock Holmes, Lord Peter Wimsey, Father Brown, Philip Marlowe, Poirot – die wahrhaft großen Detektive kann man wahrscheinlich an einer Hand abzählen. Aber seit es Atticus Pünd gibt, braucht man wahrscheinlich noch einen Extra-Finger!« *Irish Independent*

»Deutschland hat einen neuen Botschafter. Und der Krimi seinen größten Detektiv.« *Der Tagesspiegel*

»Alan Conway verhilft seiner inneren Agatha Christie zum Durchbruch. Nur zu! Mir hat es gefallen.« *Robert Harris*

»Halb Grieche, halb Deutscher und liegt immer richtig? Der Name ist Pünd – Atticus Pünd.« *Daily Express*

DEMNÄCHST ALS FERNSEHSERIE der BBC!

EINS

Leid

23. Juli 1955

Es stand ein Begräbnis bevor. Die beiden Totengräber, der alte Jeff Weaver und sein Sohn Adam, waren in der Morgendämmerung aufgestanden, und jetzt war alles fertig. Das Loch entsprach den genauen Maßen, und die ausgehobene Erde war ordentlich daneben aufgetürmt. Die St.-Botolph-Kirche in Saxby-on-Avon hatte nie tröstlicher ausgesehen, und die Morgensonne spiegelte sich in den Fenstern aus farbigem Glas. Die Ursprünge der Kirche reichten zurück bis ins 12. Jahrhundert, aber sie hatte natürlich mehrfach wieder neu aufgebaut werden müssen. Das neue Grab lag auf der Ostseite, bei den Überresten der alten Kanzel, wo das Gras, die Gänseblümchen und der Löwenzahn zwischen den zerbrochenen Steinbögen wild wuchern durften. Die Straßen des Dorfes waren noch still und verlassen. Der Milchmann hatte seine Kunden bereits beliefert und war mit den klappernden Flaschen auf seinem Wägelchen wieder verschwunden. Die Zeitungsjungen hatten die Runden gemacht. Es war Samstag, niemand würde zur Arbeit gehen, und es war noch zu früh für die ewigen Garten- und Renovierungsarbeiten der Hausbesitzer. Der Dorfladen würde um neun Uhr aufmachen, und aus der Bäckerei daneben drang schon der Duft frischen Brotes. Die ersten Kunden würden bald eintreffen. Sobald das Frühstück vorbei war, würde sich ein Chor von Rasenmähern erheben. Es war Juli, und die fleißige Armee der Gärtner von Saxby-on-Avon hatte alle Hände voll zu tun. Das

Erntefest stand bevor, und überall wurden die Rosen geschnitten und Kürbisse nachgemessen. Am Nachmittag um halb zwei sollte es ein Cricket-Match auf dem Gemeindeanger geben. Ein Eiswagen würde bereitstehen, die Kinder würden im Gras spielen, und die Besucher würden auf dem Rasen vor ihren Autos sitzen und ihre Picknickkörbe auspacken. Das kleine Café würde Tee und Scones anbieten. Ein perfekter englischer Sommertag.

Aber so weit war es noch nicht. Es schien, als ob das Dorf noch respektvoll den Atem anhielte und auf den Sarg wartete, der in Bath seine Reise antrat. Jetzt gerade wurde er auf den Leichenwagen geladen, umringt von seinen Begleitern – fünf Männern und einer Frau, deren Blicke sich auswichen, als ob sie nicht wüssten, wohin sie schauen sollten. Vier der Männer waren professionelle Sargträger von dem hochangesehenen Bestattungsunternehmen Lanner & Crane. Die Firma bestand schon seit dem 19. Jahrhundert, war damals allerdings noch eine Schreinerei gewesen. Die Särge und die Beerdigungen bildeten zunächst nur einen Seitenzweig, eine Art Anhängsel. Aber kurioserweise hatte gerade dieser Teil des Geschäfts überlebt. Lanner & Crane bauten längst keine Möbel und Häuser mehr, ihr Name war vielmehr ein Markenzeichen für den respektvollen Umgang mit Toten.

Das heutige Ereignis war allerdings nur die »einfache Erdbestattung mit kleinem Blumenschmuck«. Der Leichenwagen war ein älteres Modell. Es gab keine schwarzen Pferde oder teuren Kränze. Der Sarg war poliert, bestand aber doch nur aus minderwertigem Holz. Eine einfache, dünn versilberte Plakette trug den Namen der Verstorbenen und die Lebensdaten:

Mary Elizabeth Blakiston

5. April 1897-15. Juli 1955

Ihr Leben war nicht so lang gewesen, wie es schien. Es überspannte zwar zwei Jahrhunderte, war dann aber überraschend beendet worden. Die bisher eingezahlten Raten für den Bestattungsvertrag hätten bei weitem nicht ausgereicht, um die Kosten zu decken, und die Versicherung musste einspringen, aber es würde alles so ablaufen, wie es sich die Verstorbene wohl gewünscht hätte.

Der Leichenwagen begann die acht Meilen lange letzte Reise der Toten genau in dem Augenblick, als der Zeiger der Uhr auf halb zehn sprang. Beim angemessen geruhsamen Tempo würde er die Kirche pünktlich zur vollen Stunde erreichen. Wenn Lanner & Crane ein Motto gehabt hätten, wäre es vielleicht »Nie zu spät« gewesen. Obwohl die beiden Trauergäste, die mit dem Sarg reisten, sie vermutlich gar nicht beachtetten, hatte die Landschaft nie lieblicher ausgesehen. Die Wiesen hinter den niedrigen Steinmauern neben der Straße fielen sanft zum Avon ab, der sie den ganzen Weg begleitete.

Auf dem Friedhof von St. Botolph betrachteten die beiden Totengräber ihr Werk. Man kann viele Dinge über eine Beerdigung sagen, nachdenkliche, tiefsinnige und philosophische Dinge, aber Jeff Weaver traf es genau richtig, als er sich auf seinen Spaten lehnte und sich eine Zigarette zwischen den lehmigen Fingern drehte. »Wenn du stirbst«, sagte er zu seinem Sohn, »kannst du dir keinen schöneren Tag wünschen.«

Am Küchentisch im Pfarrhaus nahm Reverend Robin Osborne noch letzte Verbesserungen an seiner Predigt vor. Sechs Schreibmaschinenseiten lagen vor ihm auf dem Tisch, aber die säuberlich getippten Blätter waren jetzt schon mit zahllosen Korrekturen und Ergänzungen in seiner fahrigen Handschrift bedeckt. War sie zu lang? Es hatte in letzter Zeit ein paar versteckte Bemerkungen aus der Gemeinde gegeben, dass sich seine Ausführungen recht lange hinzögen, und bei der Pfingstsonntagspredigt hatte der Bischof sogar gegähnt. Aber heute war es doch etwas anderes. Mrs Blakiston hatte ihr gesamtes Leben im Dorf verbracht. Jeder kannte sie. Die Gemeinde konnte doch wohl eine halbe Stunde - oder vielleicht sogar vierzig Minuten - ihrer Zeit aufbringen, um sich von ihr zu verabschieden?

Die Küche war ein breiter, freundlicher Raum, in dem ein großer gusseiserner AGA-Herd das ganze Jahr behagliche Wärme verbreitete. Töpfe und Pfannen hingen an den Wänden, und in den Regalen standen Gläser mit frischen Kräutern und getrockneten Pilzen, die das Ehepaar Osborne gesammelt hatte. Im oberen Stockwerk gab es zwei Schlafzimmer mit gemütlichen Wollteppichen, handbestickten Bettbezügen und neuen Oberlichtern, die erst nach langen Beratungen mit der Kirche eingebaut worden waren. Aber das Schönste am Pfarrhaus war seine Lage am Rand des Dorfes, von wo aus man über eine bewaldete Senke hinausblickte, die allgemein Dingle Dell genannt wurde. Erst kam eine wilde, im Frühling

und Sommer stets blumengesprenkelte Wiese, dann ein Waldstreifen, der vor allem aus Eichen und Ulmen bestand und den Park von Pye Hall verbarg – den See, die Rasenflächen und das Herrenhaus selbst. Jeden Morgen, wenn er erwachte, stand Robin Osborne vor einem Ausblick, der ihn immer wieder entzückte. Manchmal dachte er, dass er in einem Märchen lebte.

Das Pfarrhaus war nicht immer so gewesen. Als sie das Haus und die Diözese vor Jahren von dem alten Reverend Montagu übernommen hatten, war es das Haus eines alten Mannes gewesen, kalt, feucht und ungastlich. Aber Henrietta hatte gezaubert. Sie hatte die Möbel, die ihr zu hässlich und unbequem waren, hinausgeworfen und so lange in den Secondhand-Läden von Wiltshire und Avon herumgesucht, bis alles auf ideale Weise ersetzt war. Ihre Energie verblüffte ihn immer wieder. Dass sie bereit gewesen war, einen Pfarrer zu heiraten, war an und für sich schon erstaunlich genug, aber sie hatte sich mit einer Begeisterung auf ihre Pflichten gestürzt, die sie vom ersten Tag an beliebt gemacht hatte. Die beiden waren sehr glücklich in Saxby-on-Avon. Allerdings bedurfte das Kirchengebäude noch einiger Aufmerksamkeit. Die Heizung war dauernd kaputt, und das Dach war nicht dicht. Aber der Bischof war mit dem Gottesdienstbesuch mehr als zufrieden, und viele der Gemeindemitglieder konnten sie mittlerweile als Freunde betrachten. Es wäre ihnen im Traum nicht eingefallen, irgendwo anders hinzugehen.

»Sie war ein Teil unseres Dorfes. Gerade heute, wo wir von ihr Abschied nehmen, sollten wir uns daran erinnern, was sie uns hinterlassen hat. Mary hat Saxby-on-Avon für alle ein bisschen schöner gemacht. Ob es

darum ging, am Sonntag die Kirche mit Blumen zu schmücken, sich um die Alten und Kranken in Ashton House und im Dorf zu kümmern, Spenden für den Vogelschutzbund zu sammeln oder Besucher in Pye Hall zu begrüßen – sie war immer im Einsatz. Ihr selbstgebackener Kuchen war stets ein Höhepunkt bei unserem Dorffest, und ich kann Ihnen auch verraten, dass sie mich oft genug in der Sakristei mit ihren Mandelplätzchen oder einem Stück Victoria Sponge Cake überrascht hat.«

Osborne versuchte sich die Frau noch einmal vorzustellen, die ihr Leben als Haushälterin von Pye Hall verbracht hatte. Klein, dunkelhaarig und entschlossen, war sie praktisch immer in Eile gewesen, wie auf einem persönlichen Kreuzzug. In seiner Erinnerung sah er sie mit einer gewissen Distanz, denn genau genommen waren sie im Lauf der Jahre nie lange im selben Raum gewesen. Bei ein, zwei gesellschaftlichen Anlässen waren sie aufeinandergetroffen, aber viele waren es nicht gewesen. Die Leute in Saxby-on-Avon waren keine richtigen Snobs, hatten aber doch ein gut entwickeltes Standesbewusstsein, und während ein Pfarrer in *jeder* Gesellschaft als passende Zutat betrachtet wurde, konnte man das von jemandem, der letztlich nur eine bessere Putzfrau war, natürlich nicht sagen. Vielleicht hatte sie das gespürt. Sogar in der Kirche hatte sich Mary meist auf eine der hinteren Bänke gesetzt. Und die Art, in der sie anderen half, hatte etwas Unterwürfiges, so als glaubte sie, dass sie dazu verpflichtet wäre. Oder war es viel einfacher? Wenn er über sie nachdachte und las, was er geschrieben hatte, fiel ihm nur ein einziges Wort ein: Wichtigtuerei. Es war nicht fair, und er hätte es sicher nicht laut gesagt, aber er muss-

te zugeben, dass es auch nicht ganz falsch war. Sie war die Sorte Frau, die überall mitmischte, nicht nur beim Kuchenteigrühren. Sie hatte Wert darauf gelegt, sich mit jedem im Dorf zu befassen. Irgendwie war sie immer da, wenn man sie brauchte. Das Dumme war, dass sie manchmal auch da gewesen war, wenn man sie nicht brauchte.

Osborne erinnerte sich, dass er sie vor kurzem sogar hier in seiner Küche angetroffen hatte. Er ärgerte sich über sich selbst. Er hätte damit rechnen müssen. Henrietta hatte sich schon mehrfach darüber beschwert, dass er die Haustür immer offen ließ, als ob das Pfarrhaus nicht ihre Privatwohnung, sondern Teil der Kirche wäre. Er hätte auf seine Frau hören sollen. Mary hatte unverhofft in der Küche gestanden und eine kleine Flasche mit einer grünen Flüssigkeit hochgehalten wie einen mittelalterlichen Abwehrzauber gegen Dämonen. *»Guten Morgen, Herr Pfarrer! Ich habe gehört, Sie haben Ärger mit Wespen. Ich habe Ihnen eine Flasche Pfefferminzöl mitgebracht. Das wird sie vertreiben. Meine Mutter hat darauf geschworen!«* Es stimmte. Es hatte Wespen im Pfarrhaus gegeben – aber woher hatte sie das gewusst? Osborne hatte nur mit Henrietta darüber gesprochen, und die hatte es bestimmt nicht weitererzählt. Andererseits – in einer Gemeinde wie Saxby-on-Avon konnte man wohl nichts anderes erwarten. Auf unergründliche Weise wusste jeder alles über jeden; und wenn man im Badezimmer mal niesen musste, erschien gleich jemand mit einem Taschentuch.

Als er sie da stehen sah, hatte Osborne nicht gewusst, ob er gerührt oder ärgerlich sein sollte. Er hatte ein paar Dankesworte gemurmelt, aber er hatte

auch auf den Tisch gestarrt. Und da lagen sie, mitten zwischen seinen Papieren. Wie lange war diese Frau schon in der Küche gewesen? Hatte sie sie gesehen? Sie hatte nichts weiter gesagt, und natürlich wagte er nicht, sie danach zu fragen. Er hatte die Frau so rasch wie möglich hinausgedrängt, und das war das letzte Mal gewesen, dass er sie gesehen hatte. Er und Henrietta waren in Urlaub gewesen, als sie gestorben war. Sie waren gerade rechtzeitig zurückgekehrt, um sie zu beerdigen.

Er hörte Schritte und hob den Kopf, als Henrietta hereintrat. Sie kam frisch aus der Badewanne und trug noch ihren Morgenmantel aus Frottee. Sie war Ende vierzig, aber immer noch sehr attraktiv. Ihr kastanienfarbenes, üppiges Haar krönte eine Figur, die man in Modezeitschriften wahrscheinlich als »vollschlank« bezeichnet hätte. Als jüngste Tochter eines reichen Bauern kam sie aus einer anderen Welt. Ihr Vater besaß tausend Morgen Land in West Sussex, aber kennengelernt hatten sie sich in London, bei einem Vortrag in der Wigmore Hall. Sie hatten sofort eine große Nähe empfunden. Sie mussten ohne Zustimmung ihrer Eltern heiraten, aber das hatte sie nur noch fester zusammengeschmiedet. Ihr einziger Kummer war, dass ihre Ehe nicht mit Kindern gesegnet war, aber das war natürlich Gottes Wille und sie hatten sich damit abgefunden. Sie waren einfach froh und glücklich, zusammen zu sein.

»Ich dachte, die Predigt wäre längst fertig«, sagte sie. Sie hatte Butter und Honig aus der Speisekammer geholt und schnitt sich eine Scheibe Weißbrot ab.

»Nur noch ein paar Ideen in letzter Minute.«

»Also, ich würde nicht zu lange reden, Robin. Es ist schließlich Samstag, und die Leute haben noch etwas anderes vor.«

»Wir treffen uns hinterher in den Queen's Arms. Um elf.«

»Das ist schön.« Henrietta brachte den Teller mit ihrem Frühstück zum Tisch und ließ sich auf einen Stuhl plumpsen. »Hat Sir Magnus eigentlich auf deinen Brief geantwortet?«

»Nein, aber ich bin sicher, er kommt.«

»Na ja, er lässt ganz schön auf sich warten.« Henrietta beugte sich über den Tisch und las eins der Blätter. »Das kannst du unmöglich sagen.«

»Was?«

»*Herz und Seele von jeder Gesellschaft.*«

»Warum nicht?«

»Weil sie das nicht gewesen ist. Ich fand sie immer sehr zugeknöpft und geheimniskrämerisch, wenn du's genau wissen willst. Es war nicht einfach, mit ihr zu reden.«

»Auf der Weihnachtsfeier war sie doch sehr unterhaltsam.«

»Sie hat bei allen Liedern mitgesungen, das meinst du. Aber man wusste nie genau, was sie dachte. Ich kann nicht sagen, dass ich sie sehr gemocht hätte.«

»Red nicht so über sie, Henny. Jedenfalls nicht heute.«

»Ich wüsste nicht, warum. Das ist es, was ich an Beerdigungen nicht leiden kann. Sie sind so ungeheuer verlogen. Jeder sagt bloß, wie fabelhaft der Verstorbene war, wie nett und wie großzügig, auch wenn sie tief im Innersten wissen, dass es nicht stimmt. Ich

hab' Mary Blakiston nie gemocht, und ich werde jetzt nicht anfangen, Loblieder auf sie zu singen, bloß weil sie es geschafft hat, die Treppe runterzufallen und sich den Hals zu brechen.«

»Du bist ziemlich unfreundlich.«

»Ich bin bloß ehrlich, Robby. Und ich weiß, dass du genau dasselbe denkst – auch wenn du dir etwas anderes einzureden versuchst. Aber mach dir keine Sorgen! Ich werde dich schon nicht vor der Trauergemeinde blamieren.« Sie verzog das Gesicht. »So, ist das traurig genug?«

»Musst du dich nicht umziehen?«

»Liegt alles schon oben bereit. Schwarzes Kleid, schwarzer Hut, schwarze Perlen.« Sie seufzte. »Wenn ich sterbe, will ich kein Schwarz tragen. Das ist so freudlos. Versprich's mir. Ich möchte in Rosa begraben werden, mit einem dicken Begonienstrauß in den Händen.«

»Du wirst nicht sterben. Jedenfalls nicht so bald. Jetzt geh hoch und zieh dich an.«

»Schon gut. Schon gut. Hetz mich nicht, du alter Antreiber!«

Sie beugte sich über ihn, um ihm einen Kuss auf die Wange zu drücken, und er spürte ihre warmen Brüste an seinem Hals. Sie rannte nach oben und ließ ihr Frühstücksgeschirr auf dem Tisch stehen. Osborne lächelte, als er zu seiner Predigt zurückkehrte. Vielleicht hatte Henny ja Recht. Ein, zwei Seiten konnte man wirklich streichen. Noch einmal überlas er, was er geschrieben hatte.

»Mary Blakiston hatte kein einfaches Leben. Kurz nachdem sie nach Saxby-on-Avon gekommen war, traf sie

ein schweres persönliches Unglück, das sie leicht hätte erdrücken können. Aber sie hat sich dagegen gewehrt. Sie war eine dieser zupackenden Frauen, die es mit dem Leben aufnehmen und nicht zulassen, dass es sie überwältigt. Und wenn wir sie heute neben ihrem Sohn zur Ruhe legen, den sie so geliebt und auf so tragische Weise verloren hat, finden wir vielleicht in dem Gedanken Trost, dass sie jetzt endlich wieder zusammen sein werden.«

Osborne las den Absatz gleich zweimal. Wieder sah er sie hier in der Küche gleich neben dem Tisch stehen. »*Ich habe gehört, Sie haben Ärger mit Wespen.*« Hatte sie etwas gesehen? Hatte sie es gewusst?

Die Sonne schien hinter einer Wolke verschwunden zu sein, denn plötzlich fiel ein Schatten auf Osbornes Gesicht. Er streckte die Hand aus, zerriss die ganze Seite und warf sie in den Müll.

London, Crouch End

Ärgerlich, oder?

Es war Sonntagnachmittag, als ich zum Ende des Manuskripts kam. Ich rief sofort Charles Clover an. Charles war mein Boss, der CEO von Cloverleaf Books, wo die Atticus-Pünd-Serie erscheint. Mein Anruf landete auf der Mailbox.

»Charles«, sagte ich. »Was ist mit dem letzten Kapitel passiert? Was soll ich mit einem *Whodunnit*, wenn am Schluss gar nicht drinsteht, wer es getan hat? Kannst du mich bitte zurückrufen?«

Dann ging ich in die Küche hinunter. Im Schlafzimmer blieben zwei leere Weißweinflaschen und ein paar Krümel im Bett zurück. Ich wusste, dass ich zu lange im Haus gewesen war, aber draußen war es immer noch kalt und feucht, und ich hatte keine Lust, rauszugehen. Es gab nichts mehr Gescheites zu trinken im Haus, deshalb machte ich eine Flasche Raki auf, die Andreas von seiner letzten Reise nach Kreta mitgebracht hatte. Ich goss mir ein Gläschen ein und kippte es runter. Es schmeckte wie jeder andere ausländische Schnaps, wenn er die Kontrolle in Heathrow hinter sich hat. Irgendwie falsch. Ich hatte das Manuskript mit hinuntergebracht und überflog es noch einmal kurz, um zu prüfen, ob ich vielleicht etwas verpasst hatte. Der letzte Teil hatte *Ein Geheimnis, das keiner wissen sollte* heißen sollen. Angesichts der Tatsache, dass er nicht vorlag, war das außerordentlich zutreffend. Da Pünd gerade erklärt hatte, er kenne die Lösung, hätte

dieser letzte Teil aus ungefähr zwei, drei Kapiteln bestehen müssen. Vermutlich hätte er die Verdächtigen auf einem Haufen versammelt und ihnen gesagt, wie es wirklich gewesen war. Dann hätte er einen oder zwei verhaften lassen und wäre nach Hause gefahren, um dort in Ruhe zu sterben.

Ich wusste, dass Alan Conway die Serie für eine Weile ruhen lassen wollte, aber was er tatsächlich getan hatte, fand ich doch überraschend. Und diese Überraschung war keineswegs angenehm. Der Hirntumor erschien mir wenig originell, um seine Hauptperson loszuwerden, aber daran war natürlich nichts zu deuteln, was vermutlich der Grund war, warum sich Conway dazu entschlossen hatte. Ich muss zugeben, dass ich mir meine Tränen vor allem für unsere Verkaufszahlen aufsparte. Aber wer hatte Sir Magnus Pye nun eigentlich umgebracht?

Solange Charles nicht zurückrief, hatte ich nichts weiter zu tun. Also holte ich einen Notizblock und einen Stift heraus und setzte mich mit dem Manuskript an den Küchentisch. Ich fragte mich sogar, ob Charles mir absichtlich ein unvollständiges Manuskript gegeben hatte, um mich zu testen. Wahrscheinlich wartete er am Montagmorgen schon im Büro auf mich – er war immer der Erste, der eintraf. Und ehe er mir die letzten Seiten gab, würde er mich fragen, welche Lösung ich für den Fall gefunden hätte. Charles hat einen ziemlich eigenartigen Sinn für Humor. Ich habe ihn schon oft über Scherze kichern hören, von denen – außer ihm selbst – niemand im Raum etwas mitgekriegt hatte.

1. Neville Brent, der Gärtner

Er ist der offensichtlichste Verdächtige. Mary Blakiston mag er nicht, und Sir Magnus hat ihn gerade gefeuert. Er hat einen einfachen Grund, um die beiden zu beseitigen. Außerdem ist er die einzige Figur im Roman, die mit all diesen Todesfällen direkt zu tun gehabt hat. Er ist in der Nähe, als Mary stirbt, und er ist wahr-

scheinlich der Letzte, der Sir Magnus lebend sieht. Angeblich geht er am Abend des Mordes nach Arbeitsschluss direkt zum Ferryman, aber Conway hat auf S. 121 noch ein eigenartiges Detail eingefügt. Brent trifft *fünfundzwanzig Minuten später* im Ferryman ein. Warum ist er so genau bei dieser Zeitangabe? Es könnte eine völlig belanglose Einzelheit sein, sie könnte vollkommen falsch sein – man darf nicht vergessen, dass wir es hier mit einem ersten Entwurf zu tun haben. Aber ich hatte das Gefühl, dass der Pub höchstens zehn Minuten entfernt von Pye Hall liegt. Die extra fünfzehn Minuten könnten Brent durchaus genügt haben, um noch einmal umzukehren, durch die Hintertür ins Haus zu schleichen, während Sir Magnus mit Matthew Blakiston redete, und ihm anschließend den Kopf abzuhacken.

Außerdem stimmt etwas nicht mit diesem Brent. Es ist nahezu sicher, dass er pädophil ist. *Er war ein Einzelgänger, unverheiratet, und lebte allein in dem Haus, das seinen Eltern gehört hatte. – Ein gewisser Geruch hing in der Luft, den Chubb schon häufig angetroffen hatte und der ihm jedes Mal Angst machte. Es war der Geruch eines alleinlebenden Mannes.* In seinem Schlafzimmer hatte die Polizei Comics und Pfadfindergeschichten gefunden, und auf S. 214 teilt man uns beiläufig mit, dass er den Pfadfindern hinterherspioniert hat, die gelegentlich in Dingle Dell zelten. Aufgefallen ist mir das vor allem, weil in den Atticus-Pünd-Romanen so wenig Sex vorkommt, obwohl man nicht vergessen sollte, dass die Mörderin in *Gin & Zyankali* lesbisch ist (sie hat ihre Geliebte vergiftet). Hatte Brent ein unsittliches Interesse an den beiden Jungs, Tom und Robert? Es ist sicher kein Zufall, dass er derjenige ist, der den toten Tom im See »entdeckt«. Ich habe mich auch gefragt, ob beim Unfalltod seiner Eltern alles mit rechten Dingen zugegangen ist. Außerdem war er wohl derjenige, der dem kleinen Hund die Kehle durchgeschnitten hat.

Bei alledem darf man natürlich nicht vergessen, dass es zu

den ehernen Gesetzen eines guten Krimis gehört, dass der offensichtlichste Verdächtige niemals der Mörder sein darf. Also kommt Brent wahrscheinlich doch nicht in Frage, nehme ich an.

2. Robert Blakiston, der Automechaniker

Robert hat ebenfalls mit allen drei Todesfällen zu tun. Auf seine Art ist er genauso undurchsichtig wie Brent. Er hat eine blasse Haut und einen schrägen Haarschnitt. Mit den anderen Kindern in der Schule ist er nie gut ausgekommen. In Bristol ist er verhaftet worden, aber vor allem hat er ein schwieriges Verhältnis zu seiner Mutter, das in einem öffentlichen Streit kulminiert, bei dem er mehr oder weniger sagt, dass er sie gern tot sehen würde. Es ist ein bisschen fies, aber vom Standpunkt einer Lektorin wäre es besonders befriedigend, wenn Robert erwischt würde, weil seine Freundin Joy Sanderling den Meisterdetektiv Atticus Pünd in die Geschichte hineinzieht. Ich kann mir ein sehr schönes letztes Kapitel vorstellen, in dem all ihre weiblichen Hoffnungen tragisch zerstört werden, weil ihr Verlobter als Mörder entlarvt wird. Diese Auflösung würde mir persönlich sehr gut gefallen.

Allerdings gibt es dabei zwei Riesenprobleme. Das eine besteht darin, dass Robert seine Mutter nicht umbringen konnte, weil er zum Zeitpunkt ihres Todes mit Joy im Bett lag (wenn Joy nicht gelogen hat). Außerdem ist es, wie Pünd richtig feststellt, ziemlich unwahrscheinlich, dass der rosa Motorroller niemandem aufgefallen wäre, wenn er morgens noch vor neun nach Pye Hall geknattert wäre (wobei es den Mörder nicht davon abgehalten hat, das klappernde, quietschende Fahrrad des Pfarrers um neun Uhr abends zu benutzen). Bedeutsamer ist allerdings (und das wird ja auch mehrfach betont), dass Robert kein Motiv hat, Sir Magnus Pye umzubringen, der immer sehr nett zu ihm war. Könnte er Sir Magnus die Schuld am Tod seines jüngeren Bruders gegeben haben? Immerhin hatte Sir Magnus das Katzengold

am See versteckt, das zu dem Unglück führte, und Robert war der Zweite, der am Schauplatz des Unfalls erschien. Er hatte sich sogar ins Wasser gestürzt, um seinen Bruder herauszuziehen. Er musste schwer traumatisiert sein. Hatte er dem Grundbesitzer auch die Schuld für den Tod seiner Mutter gegeben?

Vielleicht ist Robert ja doch mein Hauptverdächtiger, und Brent meine Nummer zwei. Ich weiß es nicht.

3. Robin Osborne, der Pfarrer

Alan Conway hat die Gewohnheit, ganz am Ende eine niedrige Karte zu spielen. In *Nachts kommt das Böse* hat die Täterin bis zum Ende kein Wort gesprochen – was unter anderem daran liegt, dass sie taubstumm ist. Ich glaube nicht, dass Osborne Sir Magnus wegen Dingle Dell umbringt. Ich glaube auch nicht, dass er Mary Blakiston wegen der bis zum Ende rätselhaften Dinge umbringt, die sie auf seinem Küchentisch zwischen seinen Papieren gesehen hat. Aber es ist schon interessant, dass sein Fahrrad kurz vor oder nach der Enthauptung von Sir Magnus so demonstrativ in Gebrauch war. War er wirklich die ganze Zeit in der Kirche? Und auf Seite 150 bemerkt Henrietta einen Blutfleck am Ärmel ihres Gemahls. Der wird zwar später nicht mehr erwähnt, aber ich bin sicher, dass er auf den fehlenden Seiten des Manuskripts noch einmal aufgetaucht wäre. Auch der Urlaub interessiert mich, den die Osbornes in Devon gemacht haben. Der Pfarrer hat offensichtlich Hemmungen, mit Pünd darüber zu reden, und weigert sich anfangs sogar, den Namen des Hotels zu nennen. Es erscheint ein bisschen weit hergeholt, aber Brents Eltern sind ebenfalls in Devon gestorben. Hat das was miteinander zu tun?

4. Matthew Blakiston, der Vater

Eigentlich sollte er an der Spitze meiner Liste stehen; denn es wird uns ganz unzweideutig gesagt, dass er seine Frau umge-

bracht hat. Pünd persönlich sagt am Ende von Teil sechs: »Er hat seine Frau getötet.« Und dass Pünd lügt, geht gar nicht. Selbst wenn er mal einen Fehler macht (wie bei der irrtümlichen Verhaftung in *Atticus Pünd feiert Weihnachten*, über die sich manche Leser mächtig geärgert haben über Conways Täuschung), ist er doch in allen bisherigen Bänden immer 100 Prozent ehrlich gewesen. Wenn er verkündet, dass Matthew Blakiston seine Frau getötet hat, dann ist das auch so, auch wenn er ärgerlicherweise nicht sagt, warum. Und schon gar nicht, wie er zu diesem Ergebnis gekommen ist. Die Erklärung findet sich natürlich in den fehlenden Kapiteln.

Hat Matthew auch Sir Magnus getötet? Glaube ich nicht. Aber ein Detail habe ich schon begriffen: Den Abdruck im Blumenbeet hat Blakiston hinterlassen, als er durch den Briefschlitz gespäht hat. *Ich bin glatt umgekippt und musste mich erst wieder aufrappeln*. Er muss wohl die Hand ausgestreckt haben, um das Gleichgewicht zu halten. Dabei hat er den Abdruck seiner Finger in der weichen Erde hinterlassen. Er hat seine Frau getötet und kehrt aus irgendeinem Grund an den Ort des Verbrechens zurück. Das heißt mit anderen Worten: Es gibt, so unglaublich das klingen mag, noch einen zweiten Mörder in Saxby-on-Avon. Und der bringt, aus ganz eigenen Gründen, Sir Magnus um.

5. Clarissa Pye, die Schwester

Manchmal, wenn ich einen Krimi lese, entwickle ich ohne einen konkreten Grund ein besonderes Gefühl im Hinblick auf eine Person, und das ist hier eindeutig der Fall. Clarissa hat jede Menge Gründe, ihren Bruder zu hassen, und hatte vielleicht auch die Absicht, Lady Pye und ihren Sohn Freddy um die Ecke zu bringen, um Pye Hall zu erben. Die ganze Geschichte mit den Selbstmordgedanken war womöglich nur eine Lüge, und sie wollte das Physostigmin auf ganz andere Weise verwenden. Das erklärt

auch, warum sie Mary Blakiston umbringen musste. Außerdem darf man nicht vergessen, dass sie noch einen Schlüssel für den Haupteingang von Pye Hall hatte! Das wird auf S. 50 nur einmal erwähnt, aber ich hatte es nicht vergessen.

Hinzu kommt die Geschichte mit Dr. Rennard und den vertauschten Geburtszeiten der Zwillinge. Wann hat Clarissa die Wahrheit entdeckt? Wirklich erst, als Dr. Redwing ihr davon erzählt hat? Ich frage das nur, weil es schon auf Seite 24 einen kuriosen Verweis auf Ashton House gibt, wo Dr. Rennard wohnt. In seiner Trauerrede bei der Beerdigung erwähnt der Pfarrer, dass Mary Blakiston dort eine regelmäßige Besucherin war. Es ist durchaus denkbar, dass ihr Dr. Rennard schon früher erzählt hat, was ihn bedrückte, und dass sie es Clarissa weitererzählt hatte. Das würde durchaus zu ihrem Charakter passen. Damit hätte Clarissa einen sehr guten Grund, sowohl Mary als auch Sir Magnus zu töten. Das Physostigmin hätte sie für Freddy und Lady Pye aufgehoben. Vielleicht war es ja gar kein Unfall gewesen, dass Dr. Rennard gestürzt war? Na ja, ich will nicht gleich übertreiben.

Die Whiteheads, Dr. Redwing und ihren künstlerischen Ehemann, Frances Pye und den etwas unglaubwürdigen Jack Dartford setzte ich gar nicht erst auf die Liste der Hauptverdächtigen. Sie hatten zwar jeder ein Motiv entweder Mary Blakiston oder Sir Magnus aus dem Verkehr zu ziehen, aber beide?

Blieb nur noch Joy Sanderling, die Allerunverdächtigste von allen. Aber warum hätte ausgerechnet sie jemand umbringen sollen? Und warum hätte sie anschließend zu Atticus Pünd gehen sollen?

Wie auch immer, meinen Sonntagnachmittag verbrachte ich jedenfalls damit, dass ich in dem Manuskript herumblätterte, Notizen machte und keinerlei Ergebnis dabei erzielte. Am Abend traf ich ein paar Freunde beim British Film Institute, wo der *Malterser Falke* gezeigt wurde, aber ich konnte mich auf die labyrin-

thische Handlung nicht konzentrieren. Ich dachte ständig an Sir Magnus, an Mary, an blutige Papierschnipsel, tote Hunde und Briefe in falschen Umschlägen. Ich fragte mich, warum das Manuskript unvollständig war, und ich war sauer, weil Charles mich nicht zurückgerufen hatte.

Auf der Heimfahrt erfuhr ich, warum. Ich hatte mir ein Taxi geleistet, und der Fahrer hatte das Radio an. Es kam als vierte Meldung in den Zehn-Uhr-Nachrichten.

Alan Conway war tot.